

Einleitungsartikel über „Forschungsziele und Forschungswege auf dem Gebiet der mittelalterlichen Scholastik und Mystik“ (S. 1–49). Hier vereinigt sich in bedeutsamer Weise großzügige Linienführung und konstruktive Synthese mit einer verschwenderischen Fülle von induktiver, praktischer, jahrzehntelanger Kleinarbeit, der Nachweis der fruchtbarsten Forschungsergebnisse von etwa fünf Jahrzehnten seitens der verschiedensten Laien, Welt- und Ordenspriester, der Bahnbrecher wie Fidelis a Ganna, Denifle, Ehrle, Baumker, mit dem Hinweis auf die noch weit größeren zu bewältigenden Aufgaben. Hier finden die verschiedenen idealen Hochziele der historischen Forschung einen feurigen Anwalt. Vor allem aber werden die Methoden dieser langwierigen und verzweigten Arbeit scharfsinnig, anschaulich und lehrreich im einzelnen dargelegt.

Allüberall spricht der Praktiker zum Leser, der selbst jahrzehntelang in den verschiedensten Bibliotheken Deutschlands, Österreichs, Italiens, Frankreichs, Englands die Handschriften und Kataloge durchgeforscht, und von den Methoden anderer Altmeister, eines Denifle, Ehrle und Baumker, aus persönlichem Verkehr gelernt und wiederum die Einzelergebnisse dieser rastlosen Kleinarbeit, von großen spekulativ-historischen Gesichtspunkten geleitet, in zahlreichen bedeutsamen Synthesen und Monographien niedergelegt hat. Junge aufstrebende Talente, die sich dem Höherpriesterum der philosophischen und theologischen Forschung hochgemut zu weihen gewillt sind, sehen hier klar, welche Schule sie durchzumachen haben. Nil sine magno vitae labore dederunt mortalibus dii: Mit aller nur wünschenswerten Klarheit und Nüchternheit wird ihnen die Notwendigkeit der logisch-dialektischen, literarhistorischen und paläographischen Schulung, der Kenntnis der griechischen Philosophie und christlichen Patristik, des mittelalterlichen Kulturlebens überhaupt und des scholastischen Lehr- und Schriftstellerbetriebes und Ideenlebens insbesondere vor Augen geführt.

Möge der Zweck der inhaltreichen anregenden Abhandlungen des hochverdienten Verfassers, in weiteren Kreisen Wertschätzung der mittelalterlichen Geisteswelt zu verbreiten und für die Hebung der zahlreichen noch ungehobenen spekulativen und mystischen Werte manchen Apostelberuf zu wecken, vollauf erfüllt werden.

Bernhard Jansen S. J.

Soziologie

1. Die Staatslehre Leos XIII. Von Dr. Peter Tischleder. 8° (XIV u. 538 S.) M.-Gladbach 1925, Volksvereins-Verlag. M 8.—, geb. 10.—
2. Der Staat. Staatsidee. Staatsgewalt. Staatszweck. Völkergemeinschaft. Von demselben. (Staatsbürger-Bibliothek 153) 8° (45 S.) M.-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag. M —.60

Tischleder hat sich in dem ersten Werke das Ziel gesteckt, über die Staatslehre Leos XIII. ein rasch und zuverlässig unterrichtendes Nachschlagewerk zu bieten, das dem Benutzer die zeitraubende Arbeit der selbständigen Quellenbenutzung ersparen soll, ohne doch irgendwelcher Oberflächlichkeit Vorstoß zu leisten. Wer sich Zeit und Mühe nimmt, sein umfangreiches Buch durchzulesen, wird ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er sein Ziel erreicht hat. Der gewaltige Gedankenstoff, den Leo XIII. in seinen zahlreichen Rundgebungen über Ursprung, Wesen und Zweck des Staates, der Staatsgewalt und der Staatsformen, über das Verhältnis von Staat und Kirche, über Ehe, Eigentum, Schule, Völkerrecht und ähnliche weittragende Fragen zusammengehäuft hat, ist in klarer, übersichtlicher, durch genaue Quellennachweise gesteigter Darstellung geordnet und geistig verarbeitet. Der Verfasser hat damit nicht nur den Fachgelehrten, sondern auch den praktischen Politikern einen sehr dankenswerten Dienst erwiesen.

Der theoretische Wert seiner Darlegungen wird erhöht durch die stete Aufzeigung des Zusammenhangs, in dem die Lehren Leos zur katholischen Vergangenheit, besonders zu Thomas von Aquin, und zu den Äußerungen der nachfolgenden Päpste stehen; ihre praktische Bedeutsamkeit wird gesteigert durch die eindringlichen Nuzanwendungen auf die heutigen deutschen Verhältnisse. Freilich überschreitet der Verfasser damit, streng genommen, den Rahmen seiner Untersuchung und verwickelt sich in Fragen, bei denen politische Denkgewohnheiten, Absichten und Parteirichtungen ein einheitliches Urteil zur Zeit erschweren oder unmöglich machen. Aber er könnte sich für sein Vorgehen auf das Beispiel Leos XIII. selbst berufen, dessen Rundgebungen trotz ihrer lehrhaften Form nicht nur Theorie darstellen, sondern stets von einer praktischen Tendenz beherrscht sind. (Diese Tatsache erschwert bisweilen die Herauslösung der Theorie.) Jedenfalls ist Tischleder in gutem Recht, wenn

er gegenüber den Angriffen auf die „gottlose“ Weimarer Verfassung die durch sie gewährten Rechte und Freiheiten hervorhebt und die Katholiken warnt, „durch eine unkluge Bekämpfung der Verfassung eine ungünstige Rechtsauslegung besonders der Kulturartikel zu verschulden oder zu unterstützen“ (S. 342; vgl. auch die Mahnungen Leos S. 249 u. 302). Auch darin ist ihm beizustimmen, daß Leo XIII. die von den hervorragenden Theologen vertretene „scholastische“ Theorie der Volkssouveränität nicht verworfen hat¹).

Nur ganz wenige Versehen sind mir aufgefallen. Seite 101 Mitte ist bei der Übersetzung ein Irrtum unterlaufen. S. 279 unten fehlt in der Übersetzung und in der „Folgerung“ der wesentliche Zusatz: inter Christi fideles. Zu verbessern sind: S. 348 „begreiflichen“ in „begrifflichen“, S. 377 „Verwaltung“ in „Verwandlung“, S. 380 „Raum“ in „Ruhm“, S. 386 „20“ in „200“.

Dem aufmerksamen Leser der Schrift kann es nicht entgehen, daß die geistes- und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen, an die Leo XIII. anknüpfte, sich inzwischen nicht unwesentlich verschoben haben. Aber wir können und sollen auch bei der Lösung der Probleme unserer Tage auf den von Leo gelegten Grundlagen weiterbauen. Tischleder gebührt somit das bleibende Verdienst, uns den Schlüssel zu einer reichen Schatzkammer geschaffen zu haben.

Die kleine Schrift „Der Staat“ faßt kurz und klar die Kerngedanken der größeren zusammen.

3. Die Staats- und Soziallehre des Papstes Leo XIII. Von Dr. Otto Schilling, Professor an der Universität Tübingen. (188 S.) Köln 1925, Bachem. M 6.40, geb. 7.60
4. Die christlichen Soziallehren. Von demselben. (Der katholische Gedanke XVI.) (198 S.) Köln-München-Wien 1926, Dratoriums-Verlag. Kart. M 4.50
5. Christliche Gesellschaftslehre. Von demselben. (Schriften zur deutschen Politik, 11. u. 12. Heft.) (VIII u. 116 S.) Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M 2.50; geb. 3.50

¹ Kardinal Billot, *De ecclesia Christi* I⁴ (Romae 1921) 497/98; vgl. auch *Codex Iuris Can. can.* 1323, § 3 (durch den selbstverständlich nicht die historische Seinsfrage, sondern die rechtliche Geltungsfrage einer etwaigen Verurteilung entschieden wird). Über das „Recht“ der Revolution vgl. diese Zeitschrift 97 (Mai 1919) 157 ff.

Im Unterschiede von Tischleder, mit dem er im wesentlichen den gleichen Stoff teilt, verzichtet Schilling durchgängig darauf, die von Leo XIII. ausgesprochenen Grundsätze auf die umstrittenen Fragen der Gegenwart anzuwenden. Seine Absicht geht dahin, auf Grund der Quellen ein Gesamtbild der sozialen Gedankenwelt des großen Papstes zu geben, den er — meist mit dessen eigenen Worten — zu den verschiedenen Fragen des Staats- und Gesellschaftsrechts sich äußern läßt. Dadurch erhalten wir eine zusammengedrängte, übersichtliche und leicht lesbare Darstellung, in der die Soziallehre (Eigentum, Kapitalismus, Sozialismus, Sklaverei) mit besonderer Vorliebe behandelt ist. Dabei ist auch Schilling darauf bedacht, die Übereinstimmung Leos XIII. mit Thomas von Aquin aufzuzeigen. Wer also in großen Zügen, ohne durch Streitfragen behelligt zu werden, einen klaren Überblick über die sozialen Lehren Leos XIII. wünscht, wird ihn hier finden. In den Anmerkungen sind die Belegstellen genau vermerkt, falls der Leser den ursprünglichen Wortlaut aufsuchen will.

Troeltsch, der große Anreger und Problemsteller, hat sich oft zu kühnen Konstruktionen verleiten lassen, die einer ersten Nachprüfung nicht standhalten. So auch in seinem umfangreichen, 1912 veröffentlichten Werke: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen.“ Der Kern seiner Darstellung, soweit sie die Patristik betrifft, ist die Behauptung, daß der eigentliche Geist des alten Christentums Weltverachtung und Weltentsagung, nicht aber Weltreform gewesen sei; an Verbesserung der sozialen Schäden habe man nicht gedacht. Gegenüber den Einseitigkeiten und Mißverständnissen Troeltschs, der sich allzusehr auf abgeleitete Quellen verließ, ist es ein verdienstvolles Unternehmen, daß Schilling den einzelnen Aufstellungen des genannten Buches nachgeht und auf Grund der patristischen und scholastischen Literatur die christlichen Soziallehren (Verhältnis der Kirche und der Christen zu Staat, Familie, Eigentum, Sklaverei) im rechten Licht und in einer gewandten Sprache darstellt. Wenn er keine genauen Belege und keine eingehenden Begründungen für seine Darlegungen anführt, so erklärt sich dies aus der Bestimmung der Schrift für weitere Kreise der Gebildeten, die zu näherer Unterrichtung auf die andern Schriften des Verfassers verwiesen werden. Vielleicht hätte der Wert des gegnerischen Werkes, der in der Herausarbeitung der hauptsächlichsten Probleme liegt, noch bereit-

williger anerkannt werden können. Auch will mir scheinen, daß, wenn Troeltsch allzu schnell Unstimmigkeiten behauptet, Schilling zu sehr geneigt ist, alsbald Übereinstimmung festzustellen, ohne die allmähliche Entwicklung der christlichen Soziallehren zu größerer Klarheit genügend hervortreten zu lassen. Man wird doch unumwunden zugeben müssen, daß in dem Verhältnis von Jenseitsbestimmung und Diesseitsaufgaben Probleme stecken, um deren völlige Aufhellung auch wir Heutigen noch zu ringen haben. Die äußere Ausstattung des Werkes zeigt die bekannten Vorzüge des Verlags.

Die „Christliche Gesellschaftslehre“ enthält in knapper, klarer Darstellung die katholischen Grundsätze über das Naturrecht und seine Anwendung auf die einzelnen Einrichtungen des sozialen Lebens (Staat, Familie, Eigentum, Arbeit usw.). Der Schlußabschnitt ist der Beurteilung des Kapitalismus und Sozialismus gewidmet. Die Schrift ist leicht verständlich und eignet sich gut zur ersten Einführung für weitere Kreise.

6. Das Ich und der Staat. Eine Philosophie der Erziehung zum Reichsbürger. Von Paul Harms. 8° (XII u. 128 S.) Leipzig 1926, Quelle & Meyer. geb. M 4.60

Die den Opfern des Ruhrkampfes gewidmete Schrift berührt in schnellem Fluge eine Menge wichtiger Fragen: Körperpflege, Reichsschulpolitik, Koedukation, Bildungswert der Mathematik und der Sprache, Arbeitspflichtjahr, Kirche, Religion usw. Neue oder tiefe Einblicke werden zwar nicht eröffnet, doch enthalten die Abschnitte zumal über Zeitungen, Parteien und Juden manch trefflichen Gedanken. Daneben begegnen recht seltsame Auffassungen, z. B. daß der deutsche Zusammenbruch auch auf den Mangel einer Reichsschule zurückgeht (S. 12–42), daß das Gesetz der Kausalität nicht mehr gilt, wenn das Ich schläft (S. 26), daß der Staat, der sich die Bekenntnisschule aufzwingen läßt, Selbstmord begeht (S. 107–110), daß die katholische Kirche um den Preis blinden Gehorsams dem Ich die ganze Verantwortung abnimmt (S. 105). Überhaupt macht sich in den Ausführungen über Religion der liberal-protestantische Standpunkt des Verfassers, wenn auch ohne Gehässigkeit, geltend und verschiebt die strittigen Fragen. Die Bekenntnisschule soll nicht Widerspruch im Volksleben „überkleistern“, wie Harms (S. 109) meint, sondern verhüten, daß der religiöse Zwiespalt schon in die Kinder-

herzen getragen werde. Von dem Worte „Ich“ macht der Verfasser einen bis zur Unleidlichkeit gesteigerten Gebrauch. Wer oder was das „deutsche Ich“ eigentlich ist und in welchem Geiste der Staat, dessen Macht gewaltig überspannt wird, geleitet werden soll, darauf bleibt die Schrift eine klare Antwort schuldig. Die sittlichen Motive, die sie vorschlägt (Selbstachtung und Rücksicht auf den Staat), sind ohne religiöse Stütze durch die Erfahrung längst als unwirksam erwiesen.

7. Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens. Von Robert Michels, Professor in Basel und Turin (Philosophisch-Soziologische Bücherei, Band XXI). Zweite, vermehrte Auflage. 8° (XXXV u. 528 S.) Leipzig 1925, Alfred Kröner. M 12.—, geb. 15.—

Der reiche Inhalt dieses Buches läßt sich in den einen Kernsatz zusammenfassen: Nach Ausweis der Geschichte und kraft innerer Gesetze führt jede Demokratie zur Oligarchie. Mit einer erstaunlichen Belesenheit weiß der Verfasser für diesen Satz eine solche Fülle von Beweisen beizubringen, daß ein begründeter Widerspruch wohl kaum möglich ist. Die Masse ist unfähig, sich selbst zu regieren, und unterliegt deshalb, selbst wenn sie zu geheimer Abstimmung schreitet, immer dem Einfluß von Führern, die sie zwar wechseln, aber nie beseitigen kann.

Andererseits begünstigen sowohl die Schwermäßigkeit und Gleichgültigkeit als auch das Verehrungsbedürfnis und die Dankbarkeit der Massen das Verbleiben der Führer im Besitze der Macht, und die süße Gewohnheit des Herrschens erzeugt in den Führern die bekannten, von Michels meisterlich geschilderten Eigenschaften: Selbstgefühl, Ehrgeiz, Eifersucht, Überempfindlichkeit und das Auftrumpfen mit ihren Verdiensten, ihrer Erfahrung und Unentbehrlichkeit. Alles dies wird in eingehender Weise dargestellt, auch die Tragik des Führers, der schließlich zum Gefangenen der Partei und der eigenen Vergangenheit wird. Auch die rednerischen und taktischen Kunstgriffe der Führer, ihr schlaues Rechnen mit den Instinkten und Wünschen des Volkes kommen zur Sprache. (Vgl. das bezeichnende Wort des Sozialisten August Müller [S. 90]: „Kritik ist bei den Massen beliebt, aber wohlverstanden nur Kritik an den Segnern.“)

Ob schon der Verfasser sein Beobachtungsmaterial fast ausschließlich und etwas einseitig der Geschichte der Sozialdemokratie entnimmt, so können seine Schlußfolgerungen, weil auf der Kritik der äußersten Demokratie beruhend (S. x u. 16), dennoch im wesentlichen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben und dürfen somit den Titel seines Buches rechtfertigen.

Es ist freilich schwierig, eine Philosophie des Parteiwesens zu schreiben, weil es fast unmöglich ist, unparteiisch über Parteien zu urteilen. Dazu kommt, daß jede noch so schöne programmatische Idee „verunreinigt“ wird und Anlaß zu Tadel bietet, wenn sie in die reale Welt eintritt. So erklärt es sich leicht, daß die wissenschaftliche Sonde, die Michels an das Parteiwesen anlegt, zu einer Entzauerung des beobachteten Gegenstandes führt. Doch darf man deshalb dem Freimut des Verfassers nicht zürnen. Wohl spricht aus seiner Schrift eine unverhohlene Freude, den vor den Augen Uneingeweihter verborgenen Mechanismus des Parteigetriebes bloßzulegen. Aber die Darstellung zeigt keinerlei Gehässigkeit; sie will die Aufgabe der Wissenschaft erfüllen, die Wirklichkeit so zu erfassen, wie sie ist, und durch die Wahrheit zu heilen.

Die nüchterne Erkenntnis des Parteiwesens kann freilich zu jener politischen Gleichgültigkeit und Feigheit führen, vor der Karl Popper, der Münchner Universitätsrektor, in seiner trefflichen Rede am 15. Januar 1927 gewarnt hat, indem man sich und andern einzureden sucht, „wie schmutzig, wie unheilbar unsauber doch alle politischen Geschäfte seien, wie unwahr die Presse, wie falsch die Kabinette, wie gemein die Parlamente usw.“ Aber das wäre eine gänzlich falsche Nüchternheit. Da die Parteien im öffentlichen Leben eine Notwendigkeit sind, für die wir keinen Ersatz haben, so beginnt die politische Weisheit erst jenseits der Ernüchterung und Enttäuschung über das Parteigetriebe; sie setzt die Unvollkommenheit aller menschlichen Verhältnisse voraus und arbeitet, ohne sich Illusionen hinzugeben, unverdrossen an ihrer jeweils möglichen Verbesserung.

Michels war es darum zu tun, die oligarchischen Tendenzen des Parteiwesens in der Vergangenheit aufzuzeigen. Für die Zukunft entläßt uns seine Schrift so ziemlich ohne Licht und Trost mit dem Hinblick auf die ewige Wiederkehr des Gleichen. Denn wenn er zum Schluß sich von der Zunahme der Bildung und der Kritik eine „gewisse Milderung der oligarchischen Krankheit“ verspricht, so ist diese

Hoffnung doch sehr problematisch. Denn einmal ist die Zunahme der Bildung in den Massen zweifelhaft — die allgemeine Bildung ist seit 1870 eher zurückgegangen, und auch das Format der Parteiführer ist gewiß nicht größer geworden (vgl. S. 81 471); sodann aber bleibt selbst bei Zunahme der Bildung die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit bestehen, daß die oligarchischen Führer den lästigen Kritiker entweder mundtot machen oder zu sich herüberziehen. Der krasse Egoismus, der sich allenthalben im öffentlichen Leben breitmacht, kann wirksam nur durch Antriebe überwunden werden, die nicht von dieser Erde stammen.

Parteien erleben ihre Glanzzeit, wenn sie für ihre Ziele kämpfen müssen, und zumal wenn sie dem Druck der Verfolgung ausgesetzt sind. Dann kommen zu ihnen meist nur Menschen, die ideal veranlagt sind und für die Partei, nicht von der Partei leben wollen. In den Tagen des Glückes und des Erfolges verblasen die Ideale und werden leicht zu Aushängeschildern und Masken für mehr oder minder eigennützige Zwecke. Weil diese verhängnisvolle Entwicklung jede Partei bedroht, ist es ein Segen und eine Notwendigkeit, daß keine Partei im Staate unumschränkt regiert, sondern daß die verschiedenen Parteien einander beobachten, kritisieren und korrigieren. Dadurch wird auch eine herrschende Partei genötigt, ihren Egoismus zu zügeln und auf die Minderheit Rücksicht zu nehmen. Die Eifersucht der Parteien wird so zu einer Gewähr für die Freiheit der Bürger und zwingt das Staatssteuer immer wieder in die Diagonale der einander widerstrebenden Kräfte.

Einige wenige Bemerkungen zu Einzelheiten seien gestattet. Wenn Michels (S. 65) das Führungsbedürfnis und die Disziplin der Deutschen als günstige Vorbedingungen für ihre Organisationen hinstellt, so darf darüber ihre Kritikersucht und Zersplitterung in kleine Gruppen nicht übersehen werden. Man denke etwa an die völkische „Einheitsbewegung“, die bei fünfzehn Abgeordneten im Reichstag fünf Parteien bildet. Die Erklärung der kirchlichen Hierarchie aus finanztechnischen Gründen (S. 146) ist doch etwas arg primitiv. Die Gewohnheit, die Sätze zu schachteln, führt manchmal zu wahren Sägungestümen (z. B. S. 177 294 304 373 417). S. XXI und im Namenverzeichnis ist durch ein Versehen aus Zitelmann Zitelmann geworden. Ausstattung und Druck des Werkes sind vortrefflich.

Max Pribilla S. J.